Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 6

Artikel: Stark ist die Verbindung zwischen Makedonien und Gstaad
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975630

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Roland wärmsten Anteil genommen und sich über den erfolgreichen Blutaustausch sehr gefreut hatten.

Dem Bübchen geht es gut; die Eltern M. werden es, ein gesundes, kräftiges Kind, bald heimholen können.

Wie der kleine Roland, so kann auch jedes andere durch Blutgruppenantikörper gefährdete Neugeborene, wenn die Gefahr rechtzeitig erkannt worden ist, mit einem Blutaustausch in den ersten Stunden nach der Geburt vor einem schweren Los, vielleicht sogar vor dem Tode, bewahrt werden.

STARK IST DIE VERBINDUNG ZWISCHEN MAKEDONIEN UND GSTAAD

Von Marguerite Reinhard

Unsere jungen griechischen Gäste im Kinderheim Beau-Soleil in Gstaad singen vor jeder Mahlzeit, am gedeckten Tische stehend, manchmal schon ein Knie auf der Bank, ein schleppend melancholisch-frommes Lied, ein Lied aus einer fremden Welt. Die einen zwingen die ganze jugendliche Kraft in die Töne, andere neigen in lieblicher Andacht das Antlitz, die dritten — es sind die Kleinsten — senden hurtige Blicke über die schon aufgetragenen Speisen, zu deren Lob und Dank sie die Stimmen erheben. Für die älteren Kinder bedeutet dieser Dank kein blosses Lied, kein Lied wie jedes andere; ihr Dank ist warm und echt. Denn der mit genügend Speisen für alle, für ein jedes einzelne von ihnen versehene Tisch erscheint ihnen allemal wie ein Wunder, und nur allmählich ist ihr Vertrauen zu diesem Wunder so weit erstarkt, dass sie sich nicht mehr, wie in der ersten Zeit, auf die vollen Schüsseln stürzen, um im Teller Vorräte anzuhäufen, die bis zum nächsten Tage hätten reichen können. Allmählich haben alle verstanden, dass die vollen Schüsseln regelmässig wieder auf den Tischen dampfen und genügend enthalten, sie alle zu sättigen.

«Viermal im Tag erhalten wir hier zu essen, denkt, viermal!» schreiben sie nach Hause, und Liselotte Hilb, unsere Delegierte in Griechenland, teilt uns mit, wie sehr sich die Angehörigen in Makedonien über diese Briefe freuen und sie sie lesen muss, wenn sie in den Dörfern «unserer» Kinder auftaucht.

Seitdem wir regelmässig Berichte unserer Delegierten über Makedonien erhalten, seitdem uns auch unsere Vertrauensärztin Fräulein Dr. Siegrist eingehend über die Härte und Entbehrungen makedonischen Lebens unterrichtet hat, umfassen unsere sorgenden Gedanken alle jene Kinder, die solches Leben teilen müssen. Wir stellen sie uns vor, wir sehen sie mit dem inneren Blick in ihren ärmlichen Behausungen, auf den geizigen Feldern, doch sind unsere Vorstellungen nur angedeutet, schemenhaft wie die hintergründigen Figuren eines noch unfertigen Gemäldes, in dem nur einige wenige Gestalten des Vordergrundes schon beendet sind. Diese wenigen indessen sind uns in Gstaad zur lebendigsten Wirklichkeit geworden; zwei Flugzeuge haben sie uns am 2. Juni mitten aus der Schar der noch schemenhaft Empfundenen in die Schweiz gebracht.

Wenn wir in Gstaad unter ihnen weilen, sie still betrachten oder uns mittels einer Dolmetscherin mit ihnen unterhalten, sind wir, über diese Kinder hinaus, zugleich auch mit der harten makedonischen Erde, mit den verarmten Dörfern und ihrem entbehrungsreichen Leben, mit den Müttern und Vätern, mit den Grosseltern und Geschwistern, mit dem Lehrer, dem Popen und den entzückenden byzantinischen Kapellen, mit Sorgen, Siechtum und Leid, aber auch mit Lebensweisheit, Anmut und Einfachheit des Herzens und einer ehrwürdigstolzen Gastfreundschaft verbunden. Und mit jedem neuen Gespräch in Gstaad oder jedem Bericht aus Griechenland wird das Bild deutlicher.

Ja, stark ist die Verbindung zwischen Makedonien und Gstaad; sie überbrückt jede Entfernung. Bitten nicht «unsere» Kinder abends den lieben Gott, den Vater, die Mutter, die Grosseltern, die Geschwister, die Tiere und Pflanzen, das Dorf, ganz Makedonien zu beschützen? Geht nicht unsere Delegierte in den Häusern unserer Kinder ein und aus?

Sie war dort schon ein- und ausgegangen, längst bevor die Kinder zu uns kamen; denn sie hat nicht nur die Vorwahl für die Kinder, die in die Schweiz reisen durften, sondern auch die Auslese für die Patenschaftskinder, die in Griechenland blieben, getroffen. Und das war für eine einzelne junge Frau in einem abgelegenen fremden Land keine Kleinigkeit. Es war um so weniger eine Kleinigkeit, als dort, im makedonischen Nomos Kozani — bei uns würde er Kanton Kozani heissen — keine Tuberkulosefürsorge noch irgend eine andere Organisation besteht, die tuberkulosegefährdete oder schon tuberkulöse Kinder erfasst.

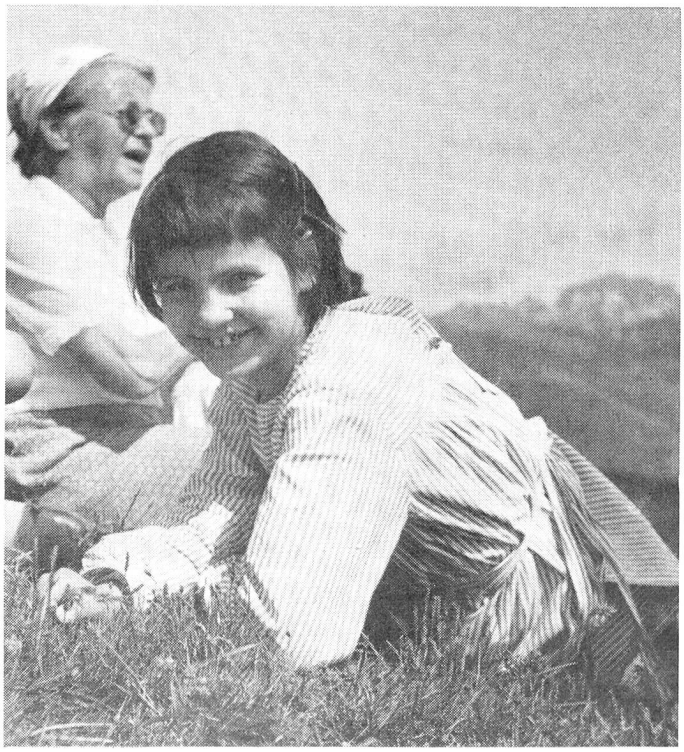
Fortsetzung auf Seite 21

Dieses Bild wurde im makedonischen Dorfe Lefkopigi aufgenommen und zeigt Grossmutter und Brüderchen eines unserer Kinder in Gstaad. Die ungesunde Wohnung und die täglichen Entbehrungen haben das Gesicht des Kindes gezeichnet. Allzu viele Kinder Nordgriechenlands sind überzart und in der Entwicklung zurückgeblieben.

Fotos Theo Frey, Weiningen

Das Haus unseres Bildes gehört Konstantinas Familie, eines unserer Kinder in Gstaad; es liegt im makedonischen Dorfe Mavrodendri. Nur ein Zimmer war bis dahin bewohnbar. Nun hat das Schweizerische Rote Kreuz auch das zweite ausgebaut und auch sonst alle nötigen Reparaturen vornehmen lassen, damit das heimkehrende Kind bessere Wohnverhältnisse finden wird.

Die Familie eines unserer Kinder in Gstaad erhält im Nomos Kozani in Makedonien eine gesunde weisse Ziege in den Stall, damit die Kinder zur Kräftigung Milch trinken können.
Foto Theo Frey, Weiningen.



Malamati Kiriakidou aus Mavropiyi weilt augenblicklich mit ihren Kameradinnen und Kameraden aus Westmakedonien in Gstaad. Unser Bild zeigt sie anlässlich eines Ausfluges. Im Hintergrund sehen wir Frau Häberlin, die Leiterin des Kinderheims Beau-Soleil in Gstaad. Malamatis Vater lebt schon seit vielen Jahren in Polen; er schreibt regelmässig und schickt auch ab und zu ein Paket. Malamati wohnt mit ihrer Mutter bei den Grosseltern, die auch noch ein weiteres Grosskind aufziehen, während Malamatis Bruder im Waisenhaus aufgezogen wird. Der Grossvater ist schwer tuberkulös, und es schmerzt ihn, an den Unterhalt der Familie nichts mehr beitragen zu können. So liegt denn die ganze Arbeit auf Malamatis Mutter, an der Malamati mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit hängt. Die Familie Kiriakidou, die, 1921 aus dem Kaukasus gewiesen, sich in Westmakedonien ansiedeln musste, ist sehr bedürftig und lebt in den ärmlichsten Verhältnissen.
Foto Walter Bosshard, Beau-Soleil, Gstaad.

Fortsetzung von Seite 12

Einem jeden Schularzt des Nomos Kozani, der 232 Bergbauerndörfer zählt, sind die Schulkinder von rund 60 Dörfern zugeteilt. Dass er neben seiner Praxis jedes Dorf nur einmal im Jahr aufzusuchen vermag, ist ohne weiteres verständlich. Stellt dieser Arzt bei einem Kinde Tuberkulose fest, oder vermutet der Lehrer eine solche Erkrankung, so wird das Kind von der Schule ausgeschlossen. Die Eltern, falls sie mittellos sind, werden aufgefordert, das Kind für eine Gratisbehandlung ins nächste Spital zu bringen. Nun liegt aber das Spital oft sehr weit vom betreffenden Dorf entfernt, die Reise ist anstrengend; denn die Wege und Pfade, die oft stundenlang zur nächsten Autobushaltestelle führen, sind mühsam und steinig und bei schlechtem Wetter fast nicht begehbar. Zudem fehlt das Geld für den Autobus. So wird der Besuch im Spital unterlassen, das Kind wird der Gnade Gottes anbefohlen und im übrigen gemieden, so dass es ein trauriges und einsames Leben lebt und, da es der Schule fernbleiben muss, noch der einzigen Hilfe verlustig geht, die die Amerikaner den Schulen Nordgriechenlands in Form einer täglichen Mahlzeit aus Pulvermilch, Käse und Butter aus amerikanischen Lagern zukommen lassen.

Bringt eine Familie ihr erkranktes Kind trotz allen Hindernissen ins Spital, hat sie auch nicht viel erreicht; denn im Spital herrscht ein derartig grosser Platzmangel, dass nur die allerschwersten Fälle aufgenommen werden können. Wenn es gut geht, wird dem Kinde Streptomyzin eingespritzt, und es kehrt wieder heim, oder der Arzt übergibt den Eltern ein Rezept für dieses Präparat. Der Bergbauer aber, dem schon die Reise ein grosses Opfer bedeutet hat, kann nicht daran denken, auch noch das Streptomyzin zu bezahlen. Wie sollte er auch! Krieg und Bürgerkrieg haben ihm alles geraubt, er hat harte Arbeit mit der kargen Erde, die ihm nur wenig schenkt; denn rasch vollendet sich dort oben in den Bergen der Sommer. Kaum ist das harte Frühlingsgras geschnitten, so wird auch schon der Tabak, dann die Traube geerntet.

Ueber Sanatorien oder Präventorien verfügt der Nomos Kozani nicht. Für 85 000 Kinder dieses Kantons stehen — und das erst seit kurzem — nur zwei Plätze im neuen Präventorium von Saloniki zur Verfügung; und diese zwei Plätze sind noch auf die Altersstufen von 6 bis 12 Jahren beschränkt. Ist es zu verwundern, dass der Plan des Schweizerischen Roten Kreuzes, in einem zur Verfügung stehenden Gebäude in Nordmakedonien ein Präventorium für 30 bis 40 Kinder einzurichten, in Kozani lebhaftestem Interesse begegnet?

Wie Liselotte Hilb und Fräulein Dr. Siegrist beide betonen, sind die kranken Kinder nirgends registriert, weder beim Schularzt, noch beim Amtsarzt, noch im Spital des Distrikts, noch bei irgendeiner Organisation, noch in der Schule.

Wo sollte Liselotte Hilb beginnen? Wie sollte sie sich innert so kurzer Frist den nötigen Ueberblick beschaffen? Wer würde an den Kindern, die für einen Aufenthalt in der Schweiz in die engere Wahl fielen, die Tuberkulinproben ausführen? Wohin musste sie diese Kinder zur Durchleuchtung aufbieten?

Unsere Delegierte hat das fast Unmögliche möglich gemacht. Nach eingehenden Besprechungen mit dem Fürsorgedirektor, dem Präfekten und dem Amtsarzt des Nomos Kozani, der die Schulärzte ersuchte, Fräulein Hilb zur Seite zu stehen, begannen in den verschiedenen Dörfern die Tuberkulinproben. Schwierigkeit nach Schwierigkeit! Das Tuberkulin musste von Athen beschafft werden, da keiner der Aerzte des Nomos darüber verfügte. Oft kam zur festgelegten Stunde kein einziges Kind, andere Dörfer konnten wegen plötzlichen Schneefalls oder gänzlicher Verschlammung des Pfades nicht aufgesucht werden. Dann fehlte wieder eine Fahrgelegenheit, um ein besonders abgelegenes Dorf zu erreichen. Röntgenologen mussten gefunden werden, um die 370 positiv reagierenden Kinder zu durchleuchten und Röntgenbilder aufzunehmen; die Röntgenfilme fehlten, sie mussten beim Hellenischen Roten Kreuz in Athen angefordert werden. Jede Familie der in engerer Wahl stehenden Kinder musste von unserer Delegierten besucht und die Sozialbogen ausgefüllt werden.

Als gegen Ende April 1956 Fräulein Dr. Siegrist in Kozani ankam, um die Kinder für die Schweiz endgültig auszuwählen, lagen alle Sozialbogen samt Durchleuchtungsbefunden bereit.

Sofort nahm die Basler Aerztin ihre Arbeit auf: Untersuchung aller Kinder, die auf Tuberkulin positiv reagiert hatten, Wahl der bedürftigsten Kinder aus ihrer Mitte für einen Aufenthalt in der Schweiz, alles Kinder, die wohl tuberkulosegefährdet, aber noch nicht tuberkulös waren und die ein Aufenthalt von vier Monaten in unseren Bergen so kräftigen würde, dass sie den gesundheitlichen Gefährdungen durch erkrankte Familienmitglieder Widerstand leisten könnten.

Auch sie begegnete in den Dörfern manch einer Schwierigkeit, vor allem deshalb, weil der mehrere Tage zum voraus abgesandte Brief, der ihr Kommen ankündigte, jeweils nicht angekommen und deshalb keine Vorbereitungen getroffen worden waren. Die Kinder mussten erst aus der Schule, die Mütter vom Felde geholt werden. Doch wurden unsere Delegierten für ihre Geduld durch die mit viel Herzlichkeit dargebrachte Gastfreundschaft auf das liebenswürdigste belohnt. Es soll besonders über den Flüchtlingen aus Anatolien ein eigenartiger Adel liegen.

Bis 1921 hatten sie in dem seit Jahrtausenden von Griechen besiedelten Anatolien gelebt, ihr Geschlecht hatte in harter Arbeit die Erde bebaut, von Generation zu Generation den Landbesitz vermehrt, und diese Erde hatte ihnen Heimat bedeutet. Nach dem verlorenen Griechisch-türkischen Krieg wurden sie aus der Sicherheit ihrer Heimat, in der sie tiefe Wurzeln geschlagen hatten, vertrie-

ben und ein Grossteil von ihnen in den steinigen, wenig fruchtbaren Bergen Westmakedoniens angesiedelt.

Wir lesen darüber im Reiseführer «Griechenland» von Doré Ogrizek: «Makedonien, Griechenlands grösste Provinz, wurde abwechselnd erobert, befreit und von all denen gequält und geschunden, die es im Norden, Westen oder Osten begehrten. Nach der grossen Umsiedlung der Bevölkerung um 1921 scheint die Stellung der Griechen endlich gefestigt. Mehr als 500 000 Griechen aus Kleinasien liessen sich in dem Land nieder, das 350 000 Muselmanen im selben Augenblick verliessen. Die Neuangekommenen bauten die Dörfer wieder auf, deren alten Namen sie das Wort Nea voransetzten.»

Leuchtenden Blickes erzählen sie noch heute von der guten, treuen Erde Anatoliens, sie erzählen, wie sie stundenlang ihr eigenes fruchtbares Land durchwandern konnten. Unsere Kinder in Gstaad gehören zumeist zu solchen Flüchtlingsfamilien aus Anatolien, die heute in grösster Armut leben. «Diese Kinder sind einzigartig», sagen die Betreuer und Betreuerinnen in Gstaad. «Diese Familien bedeuten ein Erlebnis», berichtet unsere Delegierte aus Makedonien. Stammen sie aus Aiwali wie die kleine Artemis, wie der Grossvater und die Grossmutter und die ganze übrige Familie aus dem zauberhaften Roman «Aeolische Erde» von Ilias Venesis? Denn die dort geschilderten Menschen waren ebenfalls einzigartig. Immer wieder suchen wir in den Zügen «unserer» kleinen Mädchen nach einer Aehnlichkeit mit Artemis, die, gemeinsam mit ihrer Familie, gemeinsam mit den andern Bewohnern Aeoliens, schon einmal im Herbst 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Heimat verlassen musste. Wir lesen dort:

«Der Grossvater stand einen Augenblick vor dem grossen Hoftor, die Augen darauf gerichtet. Aufrecht stand dort unsere königliche Eiche, der Grossvater, umkränzt von Haaren, die die Zeit gebleicht hatte, umhüllt vom Gold des Sonnenuntergangs, als ob er ein Gebet verrichte. Dann nahm er seine Mütze ab, kniete demütig nieder, bückte sich zu Boden und küsste die Erde, die er mit seinem Leben gesegnet hatte.»

Und etwas später auf dem Schiff:

«Die Grossmutter war müde. Sie wollte ihren Kopf an die Brust des Grossvaters lehnen, der seine Augen auf das Festland gerichtet hatte, ob er dort noch von den Kimindenia, den Bergen, etwas unterscheiden könne. Aber es war nichts mehr zu sehen. Die Nacht hatte die Formen und die Linien in sich aufgesogen.

Die Grossmutter neigte ihren Kopf, um ihn an die Brust zu lehnen, die sie all die Zeit ihres Lebens beschirmt hatte. Etwas störte sie, und ihr Kopf konnte keine Ruhe finden: wie ein Knollen, der unter dem Hemd des Greises lag.

‚Was ist das hier?' fragte sie.

Der Grossvater führte seine Hand dorthin. Er schob sie unter das Hemd und fand den kleinen fremden Körper, der sich an seinen Körper schmiegte und die Schläge seines Herzens hörte.

‚Was ist das?'

‚Es ist nichts', sagte schüchtern der Grossvater, wie ein Kind, das ertappt wurde. ‚Es ist nichts. Etwas Erde ist es . . .'

‚Erde!'

Ja, etwas Erde von ihrem Boden. Um ein Basilikum hineinzupflanzen, sagte er ihr, in dem fremden Land, in das sie zögen. Zur Erinnerung.

Langsam öffneten die Finger des Greises das Tuch, in dem die Erde eingeschlossen war. Sie griffen hinein, auch die Finger der Grossmutter fassten hinein, wie um sie zu streicheln. Ihre Augen blieben voller Tränen darauf haften . . .»

Grossbauern waren sie in Anatolien gewesen, in Makedonien gehören sie heute zu den ärmsten Bergbauern. Ihre ganze Liebe haben sie der verlorenen Erde Anatoliens bewahrt, doch sind sie auch auf Makedoniens erschöpfter Erde Bauern geblieben.

Das merkt man ihren Kindern in Gstaad auf Schritt und Tritt an. Sie betrachten die Landschaft mit den Augen des Bauern. Die Hand greift nach dem Gras, erfühlt es, bewertet es. Die ländlichen Geräte werden mit blanken Augen untersucht, in eifrigem Gespräch mit jenen der Heimat verglichen, der Stand der Saaten wird überprüft. Mit gescheitem Blick schätzen sie das Vieh auf der Weide. Mussten sie nicht von zartester Jugend an mitarbeiten? Oft weit über ihre Kräfte hinaus? Deshalb wohl blühen die Kinder bei uns in so sichtbarer Weise auf, verliert ihr Gesicht den gespannten, oft so erschöpften Ausdruck; denn hier treibt sie keiner zur Arbeit an, hier dürfen, ja müssen sie vor allem ruhen, wandern, kräftig essen und wieder ruhen. Arbeiten heisst hier entzückende Bastelarbeiten anfertigen, die sie als Geschenke heimbringen dürfen. Sind es noch dieselben Kinder?, von denen Fräulein Dr. Siegrist nach ihren ärztlichen Untersuchungen schreibt:

«Die Kinder: klein für ihr Alter, die Gesichter oft etwas abgestumpft und hoffnungslos, sehr ernst, das Haar der Buben kurzgeschoren, die Körper mager, was im Gegensatz zum breiten Gesichte steht, die Haut rauh wie ein Reibeisen, die Hände zerfurcht, zerwercht und dunkel, das Alter nicht schätzbar, die Kleider zerschlissen, die meisten barfuss.»

Sind es wirklich noch dieselben Kinder, die, ein frohes Lied singend, an Täschchen aus buntem Stroh oder Körbchen, die sie aus Käseschächtelchen und Bast anfertigen, arbeiten? Sind es noch dieselben Kinder, die uns Griechisch lehren und in helles, herzliches Lachen ausbrechen, wenn wir die schwierige Aussprache nicht sofort begreifen? Sind es noch dieselben Kinder, die auf dem grossen früheren Tennisplatz begeistert Fussball spielen oder den Betreuerinnen mitten aus dem Spiel heraus mit ernster Lieblichkeit erklären: «Ihr seid

nun unsere Mutter», oder sich der einen oder der andern in plötzlichem Ueberschwang des Herzens an den Arm hängen und Nase und Gesicht zärtlich am Aermel reiben?

Auch frühere Kindergruppen, die wir in unser Land geholt hatten, waren liebenswert. Und allemal hat es uns in gleicher Weise bedrückt, die gesunden Kinder in die gleichen schlechten Verhältnisse heimschicken zu müssen. Im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes hat deshalb Liselotte Hilb dafür gesorgt, dass die nun in Gstaad weilenden Kinder in etwas gebesserte Verhältnisse heimkehren dürfen.

Nachdem die Kinder aus Griechenland abgereist waren, besuchte Liselotte Hilb eine jede Familie «unserer» Kinder und sprach mit ihr. «Was könnt ihr vorkehren, damit das Kind nicht wieder krank wird?» fragte sie. Sie antworteten: «Was sollen wir tun? Was ist wichtig?» — «Gesund wohnen und richtig essen!» — Liselotte Hilb sah sich die Behausungen eingehend an: armselige Hütten, die meisten einzimmrig, mit Lehmboden, feuchten Wänden, schlecht schliessenden Türen und Fenstern und mit undichten Dächern. Auch die Decke fehlte oft, die das Zimmer vor dem eindringenden Regen hätte schützen können. Dabei waren die Hütten zu klein, viel zu eng für so grosse Familien. Bis zu zehn Personen lebten in einem einzigen Zimmer, da das zweite Zimmer noch nicht ausgebaut war. Fast in jeder Familie hauste ein Kranker, sehr oft ein Tuberkulöser, im gleichen Raume mit den andern. Schön wäre es, diese Behausungen instand zu stellen, sie auszubauen! Solange die Kinder noch in Gstaad weilen! «Könntet ihr beim Ausbau der Häuser helfen?» erkundigte sich unsere Delegierte. — «Nein, Sorge und Entbehrungen haben uns geschwächt und ermüdet. Uns fehlt die Kraft, neben der Feldarbeit auch noch das Haus auszubauen. Und woher sollten wir das Geld fürs Holz nehmen?» Das war die Basis bei den Verhandlungen mit den Gemeindearchitekten.

Etwas später klopfte Liselotte Hilb zusammen mit dem betreffenden Gemeindearchitekten wieder an dieselben Türen. Während sie mit dem Architekten den Ausbau eines zweiten Zimmers, das Anfertigen von Holzböden und Decken, die Reparatur des Daches, der Türen, Fenster und Treppe besprach, musste sie die Beratungen oft unterbrechen, um die Adresse unseres Kinderheims Beau Soleil in Gstaad «in deiner Sprache» auf Umschläge zu schreiben oder die letzte Karte «unseres Dimitrios» oder «unserer Malamati» oder «unserer Despina» zu lesen und an der Freude teilzunehmen, dass die Kinder glücklich waren. Mit ansässigen Handwerkern und unter Aufsicht des Architekten wurde nun eine Wohnung unserer Kinder nach der andern ausgebaut und hygienischer gestaltet, und allmählich erwachte bei dieser und jener Familie die Lust, mitzuhelfen, mit geschenkten Brettern hier ein Holzgestell zu zimmern, dort eine Türe oder eine Treppe selbst auszubessern oder einen Schuppen als Tabaklager herzustellen. Für einen tuberkulösen Vater wurde ein Balkönchen gebaut, damit er künftig an der frischen Luft sitzen kann, für Malamatis schwer tuberkulösen Grossvater ein «Saloni», das heisst ein winziger Korridor zu einem eigenen Stübchen eingerichtet, versehen mit Türe und Fenster, damit er nicht mehr mit der übrigen Familie in einem Raume schlafen musste. So konnte mit verhältnismässig wenig Geld eine wesentliche Besserung der Wohnverhältnisse erzielt werden. Für die Häuser unserer Kinder haben wir 126 000 Drachmen, also rund sFr. 18 000.— ausgegeben.

Wo sich die Verhältnisse als ganz besonders schlecht erwiesen und die Familie knapp an Lebensmitteln war, musste auch der Stall ausgebessert werden; denn eine solche Familie erhielt von uns noch eine gesunde, kräftige, langhaarige Ziege, «damit die Kinder Milch trinken können».

Von diesen Aenderungen erfuhren die Kinder in Gstaad sehr rasch aus den Briefen von zu Hause. Diese Art der Hilfe, die mit kleinen Mitteln einer Familie doch aus der schlimmsten Not zu helfen vermag, soll mit Patengeldern weiter ausgebaut werden. Je mehr Schweizer Paten sich für ein griechisches Kind melden, desto mehr Familien und damit auch desto mehr Kindern können wir helfen.

Dringend notwendig aber ist das Einrichten eines eigenen Präventoriums in Makedonien. Diese Frage wird augenblicklich bei uns eingehend geprüft. Das Schweizerische Rote Kreuz würde dafür ein schon bestehendes Gebäude, sehr wahrscheinlich eine ehemalige landwirtschaftliche Schule in Mikrokastro in Westmakedonien zu einem Präventorium für rund 40 Kinder umbauen, es einrichten und ein Jahr lang gänzlich, im zweiten Jahr zu zwei Dritteln, im dritten Jahr zu einem Drittel auf seine Kosten führen. Vom vierten Jahr an müsste es von einer griechischen Organisation übernommen werden. Ein Teil der Geldmittel für dieses Projekt sind dem Schweizerischen Roten Kreuz vom Bundesrat über die Schweizer Europahilfe zur Verfügung gestellt worden; einen Teil wird es aus Patenschaftsgeldern beifügen.

Als weitere Hilfe an Makedonien werden augenblicklich in unserem Zentraldepot 500 individuelle Patenschaftspakete für besonders bedürftige Kinder zusammengestellt, die in der Regel Flanellette, ein Paar gute, solide Sportschuhe, Hosen- oder Rockstoff, Wolle zum Stricken, einen Mantel (Dufflecoat), für einige Kinder auch eine Wolldecke, Leintuchstoff und Kölsch enthalten.

Liselotte Hilb hat mit den Leiterinnen der Kinderhäuser der Königin vereinbart, dass die Mütter bei ihnen und unter ihrer Aufsicht das Material verarbeiten dürfen. Wo die Mütter gestorben sind, werden diese Leiterinnen dafür sorgen, dass der Stoff verarbeitet wird und die Kleider und Wäsche dem beschenkten Kinde zukommen. Da wo ein Kinderhaus der Königin nicht erreichbar ist, haben die

Mütter unserer Delegierten versichert, den Stoff bei einer Dorfschneiderin nähen zu lassen, die für ein Kleid den unglaublich geringen Preis von zehn Drachmen, also rund sFr. 1.40 verlangt. So wird es auch jenen Familien, die nicht selbst schneidern können, möglich sein, den Stoff für wenig Geld auf die Grösse des Kindes verarbeiten zu lassen.

Diese Pakete sollen in jenen entlegenen und abgeschiedenen Gegenden noch diesen Herbst verteilt werden, bevor der winterliche Schnee jeden Verkehr verunmöglicht.

Zum Schlusse möchten wir an jene unserer Leserinnen, die in unserer so zeitknappen Epoche noch über etwas Zeit verfügen, die herzliche Bitte richten, einen Kinderpullover zu stricken, den wir einem der bedürftigsten Kinder in Griechenland schenken könnten. Die Winter sind in den Bergen Nordgriechenlands besonders hart, und die Bevölkerung ist schlecht ausgerüstet, langandauernde Kälte ohne Schaden auszuhalten. Wir sind auch im Namen dieser Kinder für die Anmeldung weiterer Patenschaften sehr dankbar.

SANTORIN

Schon wieder wurde Griechenland von einem schweren Erdbeben heimgesucht; diesmal traf das Unheil die Insel Santorin, von deren Vulkan in Eruption wir in der letzten Nummer auf Seite 15 ein Bild publiziert haben, nicht ahnend, dass keine zehn Tage später diese kleine Kykladen-Insel ins Blickfeld der ganzen Welt rücken würde.

Santorin ist eine eigenartige Insel, und Peter und Ellen Keckeis skizzieren sie uns in einigen Strichen im «Wochenende» der Samstagausgabe, 14. Juli 1956, der Neuen Zürcher Zeitung wie folgt:

«In den frühen Morgenstunden des 9. Juli wurde Santorin, die südlichste der Kykladen-Inseln, von einem schweren Erdbeben erschüttert. Unheilvoll wurde den Bewohnern eine alte Inschrift in Erinnerung gerufen, die in Therasia auf einem Stein eingegraben steht: Herr, rette die Insel!

Die heutige Gestalt der Insel ist das Ergebnis vulkanischer und tektonischer Katastrophen. Die Sage hat diese Ursprünge verhüllt: Euphemos, der Sohn Poseidons, habe auf der Rückfahrt der Argonauten von Triton eine weisse Erdscholle erhalten: von einem Traum bedrängt, warf er sie ins Meer, und sogleich erhob sich die Insel Thera aus den Fluten. Noch Plinius gibt in seiner ‚Naturgeschichte' diese mythische Entstehung der Insel wieder und verlegt sie in das Jahr 240 v. Chr.

Die Wissenschaft belehrt uns anders. Die Insel entstand in langdauernden vulkanischen Eruptionen. Menschliche Siedlungen sind im Süden der Insel, im Potamostal, schon für die kretisch-minoische Zeit belegt. Dieser ersten Kultur bereitete eine gewaltige Naturkatastrophe um 1500 v. Chr. ein jähes Ende und gab der Insel die heutige Gestalt. In monatelangen Ausbrüchen spie der Vulkan das Innere der Insel aus. Ein Bimssteinregen bedeckte meterhoch das Land. Die Mitte der Insel stürzte ein, und das Meer strömte durch den gesprengten Inselrand in die bodenlose Tiefe des neuerstandenen Kraters ein. Es blieb nur ein kleiner, halbmondförmiger Rest der alten Insel stehen, der an der östlichen Seite sanft ansteigt und im Westen über eine 250 Meter hohe Wand lotrecht ins Meer abfällt.

Nähert man sich zu Schiff der Insel, so bietet sich dem Reisenden ein ungeheurer Eindruck der gewaltigen zerstörenden Kräfte des einstigen Vulkans dar. Man landet zu Füssen der weißschimmernden Stadt im Becken des Hauptkraters, der so tief ist, dass kein Anker Grund findet. Ringsum erheben sich aus den tiefblauen Fluten die mächtigen Wände. In grellroten, violetten und ockerfarbenen Tönen des vulkanisch geschichteten Gesteins, baum- und strauchlos, durch keinerlei Pflanzengrün gemildert, zeichnen sich mächtige Aschen- und Lavaschichten ab, ein eindrucksvolles Zeugnis der Katastrophen, welche diese Insel im Laufe der Jahrhunderte betroffen haben.

Gegen Westen erblickt man die Spuren des alten Inselrunds: Therasia, Asphronisi und der niedrige, bei einer neuen Katastrophe (um 726 n. Chr.) in der Mitte der Bucht wiedererstandene Vulkankegel Kaimeni. Nur einige Meter über dem Spiegel des Meeres steigt ein dünner Rauchfaden über die zerfurchten, glasigen Lavazüge in den wolkenlosen Himmel, ein Zeichen für die in der Tiefe wirkenden Kräfte, die heute wieder unheilvoll hervorbrachen. Ausser ein paar dürftigen Olivenhainen ist die Insel baumlos der glühenden Sonne ausgesetzt. Die einzige Vegetation bilden Tomatenpflanzungen, knorrige Rebstöcke, die wie Schlangen zusammengeringelt in schützenden Vertiefungen der vulkanischen Erde wachsen. Wein, Oel, Fischfang und der Abbau der Bimssteinschichten bilden die bescheidenen Erwerbsquellen der Bevölkerung, die etwa 10 000 Einwohner zählt.

Reitet man, von einem wortkargen barfüssigen Eseltreiber begleitet, dem Hagios Elias, dem höchsten Punkt der Insel, entgegen, dann stört nichts die tiefe Stille des Landes. Selbst die runden Mühlentürme stehen mit unbewegten Armen auf den Anhöhen von Pyrgos und Episkopi. Man reitet schweigend in der flimmernden Hitze an weissgetünchten, niedrigen Hütten, an den in weichen